Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 18

Artikel: Das Engadiner Museum

Autor: Camenisch, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748289

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Engadiner Museum.

Von Dr. **Karl Camenisch.**

Es sei dem Verfasser der folgenden Ausführungen gestattet, an einige der lichtvollen Gedanken anzuknüpfen, die Heinrich Wölfflin im 12. Heft der „Berner Rundschau" über das Erhalten von Altertümern ausgesprochen hat. „Nie ist" — heißt es dort — „eifriger alte Kunst gesammelt worden als in den letzten Jahrzehnten, große Museen sind entstanden, es ist Anstandssache geworden, von Kunstgeschichte etwas zu wissen oder wenigstens die ‚Stile' unterscheiden zu können, und nie hat doch der allgemeine Geschmack tiefer gestanden als eben in den letzten dreißig oder fünfzig Jahren." Und ferner: „Das Wissen von Kunstsachen hat sehr an Verbreitung gewonnen und man gibt große Summen aus, Kunstaltertümer zu erhalten und in Museen zu zeigen, aber im gleichen Maße scheint sich die Kunst aus dem Leben zurückgezogen zu haben."

Dieses allgemein gehaltene Urteil gilt auch vom Erhalten der Kunstaltertümer in dem durch eine reiche Geschichte bekannten rätischen Hochland, speziell im Engadin, von dem die folgenden Zeilen reden wollen.

Mit der Erinnerung an die alten feudalen Zeiten mit ihrer verwickelten Politik und ihrer barbarischen Justiz schwand im Laufe des XIX. Jahrhunderts auch das Verständnis für die Lichtseiten der Kultur der Väter. Als der neue Geist, der unten im Tieflande so manches morsche geistige Bauwerk niederwarf, über die Berge ins stille Hochtal hinüber zu wehen begann, da zeigten sich auch dort bald seine Wirkungen: Man verbrannte die Hexenprozeßakten, derer man sich für die Vorfahren schämte, man ließ Stock und Galgen und die andern Marterwerkzeuge verschwinden und beeilte sich, dem „Neuen" Tür und Tor zu öffnen und das anrüchig gewordene „Alte" zu vergessen. Was man nicht verschleuderte oder vernichtete, wanderte in die Rumpelkammer. Wohl mag es manchem alten Mütterlein schwer geworden sein, die ihm lieb gewordenen Zeugen begrabener Generationen fortan gering zu achten, wie denn auch aus der Zeit der Reformation von den reformiert gewordenen Engadinern erzählt wird, daß sie mit Tränen in den Augen die alten katholischen „Ölgötzen", die ihnen so lange nahegestanden, verbrannt hätten. Nach dem Vorbilde der Jakobiner, die mit dem neuen Kalender die Erinnerung an die alte Zeit vernichten wollten, als ob sie nie gewesen, verzettelte man sogar die Archive. Die früher mit Argusaugen gehüteten Urkunden und

Akten wurden gering geschätzt, sofern sie nicht juridischen Charakters waren und auf Grenzen und andere materielle Rechte sich bezogen. An mehr als einem Ort soll ja damals vom hochweisen Rat der „Bürger" der Beschluß gefaßt worden sein, alles was vor der Zeit der Aufklärung und der großen Revolution aufgezeichnet wurde, zu vernichten. So sehr ging alles im rationalistischen Nützlichkeitsstandpunkt auf, daß z. B. vor hundertundfünfzig Jahren der regierende „Signor Landamma" des Oberengadins den Gemeinden beantragen durfte, an Stelle der romanischen Muttersprache die italienische einzuführen, weil sie „nützlicher" sei. Aber seine Seele ließ sich denn das Volk doch nicht nehmen.

War in frühern Zeiten das Selbstbewußtsein der Bündner zu groß gewesen, so groß, daß sie gelegentlich mit souveräner Geringschätzung auf ihre demokratischen und monarchischen Nachbarn herabschauten, so ward es im XIX. Jahrhundert zu klein. Mit dem Eigensinn schwand auch die Eigenart.

Die temporäre Auswanderung der Bündner, die, vom nationalökonomischen Standpunkt aus betrachtet, nur zu loben war, verwischte durch ihre Folgen manches Charakteristische. Auch im Häuserbau und in der inneren Einrichtung und Ausstattung fing man immer mehr an, das, was man im Ausland und im schweizerischen Tiefland gesehen und mit der Menge anzustaunen gelernt hatte, in die Bergtäler, vorzüglich ins Tal des Inn, zu verpflanzen. Wer mit einem Sack voll Geld, dem Lohn des Schweißes langjähriger Arbeit, aus der Fremde heimkehrte, dem gefiel das ererbte Haus mit dem Giebeldache und den kleinen Fensterchen in den dicken Mauern oft nicht mehr und er baute nach den angestaunten Vorbildern aus der Großstadt in der kahlen Ebene des Flachlandes einen übergroßen quadratischen Steinblock „im Renaissancestil", dem er natürlich als Gipfel der Geschmacklosigkeit ein flaches Dach aufsetzte, ins Hochtal hinein. Leider klang der bekannte Ausspruch des großen Baumeisters Semper, daß „man in der Schweizerlandschaft mit ihren großen, unruhigen Gebirgslinien nur schwer tue, schöne monumentale Bauten aufzuführen und zur Geltung zu bringen", nicht bis an ihr Ohr und die Baumeister waren ja zu allem fähig, wenn es der Bauherr wünschte und zahlte. Mochten diese, wenn immer möglich, noch auf einen freien Platz hingeworfenen Riesenwürfel auch das natürliche Gefühl, das die Mode trotz allen Überredungskünsten noch nicht ganz zu ertöten vermocht hatte, beklemmen, mochte auch der böse Talwind auf seiner Wanderung talauf, talab nicht mehr wie früher draußen um die dicken Mauern herum seinen Weg suchen, sondern frech durch die hohen vornehmen Fenster und dünnen Wände hindurchpfeifen, was tat's: wenn man nur das Bewußtsein hatte, in einem „modernen" Hause zu frieren und, statt auf der zwar behaglichern aber „veralteten" Ofenbank

sitzen zu müssen, wie der altväterische Nachbar, vornehm und zeitgemäß auf einem unbequemen und langweiligen Wienersessel zur Seite des hübsch marmorierten Blechzylinderofens saß, der zwar in seinem dünnen Gewande alle Wärme für sich nötig hatte, während drüben sein patriarchalischer Vetter Kachelofen oder der weit in die Wohnstube hineinragende Backofen dauernd eine behagliche Wärme verbreitete.

Noch schlimmer als der vom Ausland importierte Reichtum und Neuerungssinn haben dem Bild der Landschaft die Feuersbrünste zugesetzt; denn das „neue Leben", das im XIX. Jahrhundert aus den Ruinen blühte, war meist schrecklich. Wer heute durch die rätischen Täler reist, der hat mehr als einmal Grund, seine gekränkten Augen von den grellrotgekrönten Steinwürfelkonglomeraten abzuwenden, die auf den Landkarten als Dörfer figurieren und die in die reichgegliederte, von der Natur mit weichen Farben abgetönte Umgebung hineinpassen, wie etwa eine von Sonne und Regen schwarzgebleichte alamannische Holzhütte in die Friedrichstraße von Berlin hineinpassen würde.

Und wie das Äußere der Häuser, so ist auch ihr Inneres verändert worden. Der mächtige Suler, in dem früher die ländlichen Hausarbeiten verrichtet wurden und wo abends nach getaner Arbeit die Hauseinwohner mit den Nachbarn und Freunden spielend und redend beisammen saßen, verschwand und an seine Stelle trat der schmale dunkle Hausgang. Aus den wenigen großen Räumen wurden viele kleine, an die Wände und in die Ecken hinein kamen neue Möbel, weil die alten dazu natürlich zu groß, zu wuchtig waren. Die massiven Lehnsessel und Stühle aus Hartholz machten bald modernen Rohrsesseln mit Strohgeflecht und einem, irgendein teures exotisches Holz imitierenden Anstrich Platz und so verwandelte sich ein Raum nach dem andern und wurde — sehr zu seinem Nachteil — ein Opfer und ein Bild zugleich der nüchternen, berechnenden Geschmacklosigkeit. Um die Wende des XV. zum XVI. Jahrhundert, damals als Kunst und Handwerk Hand in Hand gingen, hatte man begonnen, die kahlen Wände mit kunstreichem Getäfel zu verschalen, Truhen, Schränke und Tische mit Schnitzwerk zu verzieren und selbst dem einfachsten Küchengeräte eine gefällige Form zu geben; jetzt, da die Kunst sich für dergleichen zu erhaben dünkte und das praktische Handwerk die Kunst für eine unnötige Spielerei anzusehen gewohnt war, hielt man mehr auf den äußern Schein. Man baute die Häuser doppelt so groß, als man sie bedurfte und fügte eine Unmenge von Fenstern in den Bauplan ein, von denen man aber einen großen Teil wieder auf immer verschloß und durch falsche Läden nur andeutete oder sogar bloß hinmalte, indessen man die Innenräume mit den aufdringlichsten Tapeten und Draperien „schmückte", um damit die Öde der Räumlichkeiten hinwegzutäuschen.

So kam's und so war's lange Zeit. Und die immer zahlreichern Gäste des Engadins, für deren Aufenthalt Räume geschaffen werden mußten, förderten die Geschmacklosigkeit. Weil ihnen, den Städtern, die unmodernen alten Engadinerhäuser nicht behagten, so steckte man sie zu Hunderten in große Kasten, damit sie auch in der Ferne die heimatlichen Mietskasernen nicht vermißten, und sie waren zufrieden und fühlten sich wohl.

Da kam eine neue Mode auf unter den „obern Zehntausend". Man fing an, sich für Altertümer zu interessieren und solche in irgendeinem Raume seines Hauses aufzuspeichern, um sie nach Tisch den Gästen als eine Attraktion zu zeigen und mit einem süffisanten Blick auf die „guten Alten" zu erklären. Landauf, landab durchstöberten christliche und jüdische Hebräer als „Antiquare" die Rumpelkammern und schleppten die längst vergessenen und bestaubten Erzeugnisse der alten Heimatkunst außer Landes, nachdem sie den Besitzern, von denen sie ob des „schlechten Handels" heimlich ausgelacht wurden, einige Silberlinge in die Hand gedrückt und verkauften sie an die reichen „Mäcene" um teures Geld.

Dann kam der zweite Akt: Die Mode wurde zur Wissenschaft, die Liebhaberei führte zum Studium und der Allvater Staat nahm sich der Sache an, baute Museen und ging daran, sie zu füllen, soweit ihm die private Sammelwut dazu noch die Möglichkeit gelassen. Die Fehler, die er dabei machte, indem er alles in kahlen, modern-nüchternen Räumen aufstapelte, hinter Glas und Rahmen oder um und an Holzpuppen hing, aufzuzählen, ist nicht nötig; sie sind bekannt und — leider noch nicht ganz überwunden.

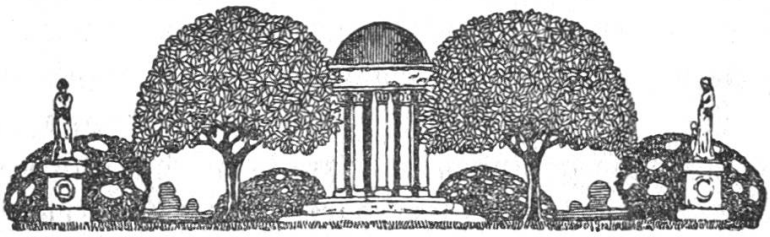
Und nun stehen wir im dritten Akt. Man lernte einsehen, daß man zugleich ein echtes Kind der Gegenwart, ein Freund des gesunden Fortschrittes und ein Bewunderer und Bewahrer des Guten sein und bleiben kann, das die „Alten" gefunden und geschaffen haben. Die jüngere Architektur ist sich wieder bewußt geworden, daß sich Eines nicht für Alle schickt und daß es verschiedene Dinge sind, eine Riesenstadt und ein zwischen Berge und Wälder hineingebettetes Dorf zu bauen. Wie das Engadin vorhin als abschreckendes Beispiel genannt werden mußte, so darf es nun auch als leuchtendes Vorbild für die Zukunft und für andere Gegenden hingestellt werden; denn eine große Anzahl von Bauten, welche in letzter Zeit dort entstanden sind, legen Zeugnis dafür ab, daß die Baukunst zur echten Heimatkunst geworden ist und nach manchem Tasten den rechten Weg gefunden hat, auf dem sich Kunst und Handwerk, Natur und Menschenwerk zu einem harmonischen Ganzen von Schönheit und Zweckmäßigkeit vereinigen lassen.

Ein Paradigma der Heimatkunst fürs Engadin könnte man das Museum Engiadinais nennen, das Architekt N. Hartmann an den Weg,

der St. Moritz-Bad und -Dorf verbindet, hingestellt und das der Gründer des Museums, Herr Richard Campell, mit den Früchten seines uneigennützigen, vieljährigen Sammelfleißes angefüllt hat. Es ist keine bloße Sammlung von Möbeln, Geräten und Kleidern, sondern es ist ein vollständiges Engadinerhaus ohne Mangel, aber auch ohne jede Überladung aus der guten alten Zeit. Wohl sind noch mehr solche im Engadin zu finden, denn auch hier gab es natürlich Leute, die sich zur Zeit, da die alten Möbel und Trachten in Acht und Bann erklärt wurden, ebensowenig davon trennten als später, da man ihnen einzelne für Liebhaber begehrenswerte Stücke mit Geld aufwägen wollte und die, wie Leberecht Hühnchen, auch den glänzendsten Angeboten standhielten und ihr von den Vätern ererbtes Haus mit allem, was darin war, behalten und nicht gegen „Schtuckmarmor und Renaissance und Cuivre poli oder Rokoko" eintauschen wollten. Allein sie sind privat im strengsten Sinn des Wortes und für Neugierige verschlossen. Daher kam das Engadiner Haus in St. Moritz vielen sehr erwünscht.

Es erfüllt seinen Zweck nach zwei Richtungen hin. Erstens ist es ein hervorragendes historisches Denkmal, das uns besser als Worte und Bücher mit dem häuslichen Leben der alten Engadiner bekannt und vertraut macht und so Interesse weckt für eine Zeit, die nicht umsonst war.

Und zweitens ist es ein Denkmal für die Zukunft, das jedem, der im Tal des Inns oder ähnlichen Orten Häuser bauen will, sagt, nach welchen Grundsätzen dies zu geschehen hat.

Es kann sich natürlich nicht darum handeln, hier auf dem beschränkten Raume eine Beschreibung des Äußern und Innern des Museum Engiadinais zu geben. Der Zweck dieser Zeilen ist bloß, für diese Schöpfung den Dank der Freunde des Wahren und Schönen zu zollen und den und jenen anzuregen, sich bei Gelegenheit an und in diesem Hause belehren und erfreuen zu lassen.

Solche allen zugängliche Vorbilder sind ja am ehesten geeignet, dafür zu sorgen, daß die Kunst sich nicht aus dem Leben zurückzieht, sondern wie ein Sauerteig auch auf die große Masse wirkt.